

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 211 (1932)

Artikel: Das Bündner-Haus

Autor: Poeschel, Erwin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

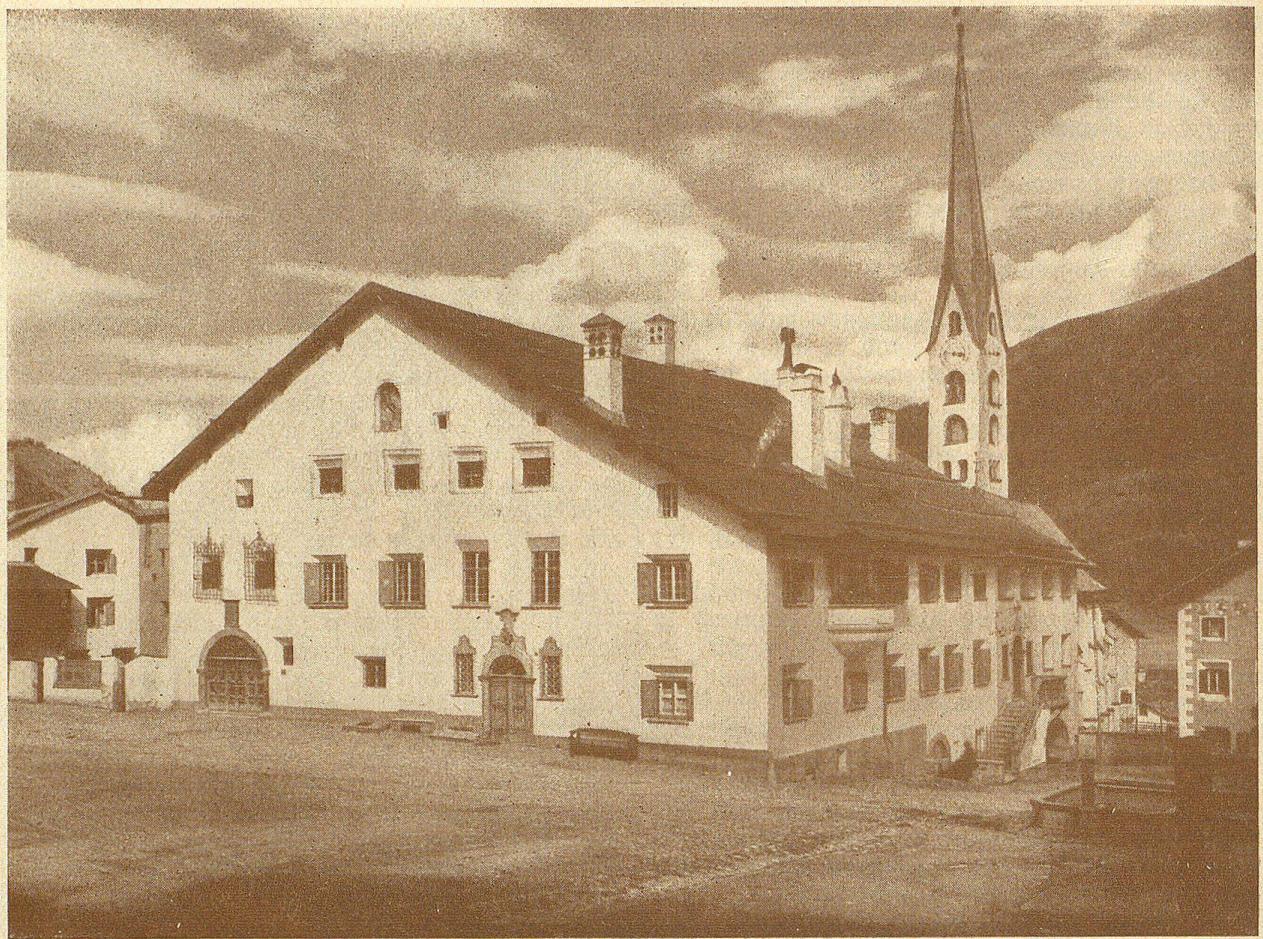
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Planta-Haus in Zuoz, Beispiel eines zum Herrenhaus entwickelten Engadiner Bauernhauses. (Phot. Albert Steiner.)

Das Bündner-Haus.

Von Erwin Boesel.

Naum ist der Titel geschrieben, so müssen wir ihn schon in Frage stellen. Denn es gibt kein Bündner Haus in dem Sinn eines einheitlichen, feststehenden Typus, der für die bäuerliche Bauweise des ganzen Landes Geltung hätte. Es ist damit ähnlich wie mit der Sprache. Eine Bündner Mundart existiert nicht, denn der Kanton spricht ja in drei Zungen, der romanischen, der deutschen und der italienischen, und innerhalb dieser drei großen Gruppen gibt es wieder Abwandlungen und Nuancen in großer Zahl. Und ähnlich ist es auch mit den Häusern. Der Misch- und Übergangsformen sind so viele, daß es weit über den Rahmen dieser kurzen Orientierung hinausginge, wollten wir uns auf ihre Darstellung einlassen.

Die erste ganz oberflächliche Ordnung nun bringen wir in dieses vielgestaltige Bild, wenn wir daran denken, daß Graubünden ein Grenzland zwischen Nord und Süd, zwischen Deutsch und Welsch ist und daß es daher vor allem diese beiden Stam-

mesgegensätze sein werden, die sich auch in den Hausformen aussprechen. Aber hier müssen wir — um allzu flüchtige Schlüssefolgerungen zu vermeiden — uns gleich wieder vergegenwärtigen, daß diese Zweiteilung nicht auf der ältesten Besiedelung beruht, sondern erst die Folge einer erst im frühen Mittelalter, etwa um die Zeit Karls des Großen, einsetzenden Entwicklung ist.

Vorher war Graubünden romantisches Land. Welchen Blutes die autochthone Bevölkerung war, ehe sie der römischen Eroberung anheimfiel, ist nicht genau zu sagen. Man spricht von illirischen, ligurischen, keltischen und — in den südlichen Tälern — von etruskischen Elementen, — genug, wenn wir sie als das Alpenvolk der Räter mit dem Namen bezeichnen, unter dem sie uns von den antiken Schriftstellern und Inschriften zum erstenmal vorgestellt werden. Es waren wilde und ungebärdige Menschen, von denen die gepflegten römischen Geschichtsschreiber

grausige Dinge zu erzählen wußten. Wurden schon ihre häufigen Raubzüge in die fruchtbare lombardische Ebene dem Imperium immer unbehaglicher, so war, als Helvetien von Cäsar besiegt und die Legionen am Rhein gegen die Germanen angesetzt waren, das rätische Patzgebiet auch als rückwärtige Verbindung wichtig geworden. Rom beschloß deshalb, auch in Rätien durchzugreifen. In einem wohlberechneten Zangenangriff unter Führung der Kaiserjöhne Drusus und Tiberius wurde das ganze Alpenland unterworfen und dem Imperium einverleibt. Auf diese Annexion geht die Romanisierung auch jenes Gebietes zurück, das heute den Kanton Graubünden bildet. Soldaten, Kaufleute, Zollpächter, Handwerker, Beamte kamen ins Land; der ganze Troß eines wohlorganisierten Groberervolkes, das ähnliche Usurpationen schon so und so oft ausprobiert und durchgeführt hatte, setzte sich unter dem Schutze des Legionärsadlers fest. Die Neuorganisation klappete wie eine Mobilisation. Veteranen bekamen Land, und vielleicht wurden da und dort sogar die jungen einheimischen Kräfte in den Heeresdienst weggeführt und durch ausgediente Soldaten ersetzt.

Ein zweiter Romanisierungsschub erfolgte dann vermutlich viereinhalb Jahrhunderte später, als die römische Herrschaft nördlich der Alpen zusammenbrach. Damals werden mit den Legionen auch viele italische Ansiedler zurückgesetzt und manche von ihnen in den Bündner Tälern zurückgeblieben sein. Denn hier dauerten römische Einrichtungen und Besitztung fort. Die alemannische Invasion reichte nicht bis dorthin, sondern machte in der Gegend des Hirschenprunges im Rheintal Halt. Gleichsam im Windschutz der Berge bewahrte sich hier römische Kultur und Art, bewahrte sich auch die lateinische Sprache, die sich aus dem Vulgärlatein zu einem eigenen — dem rätoromanischen — Idiom entwickelte, das kein Zweig der italienischen Sprache ist, sondern ein selbständiger Schößling aus lateinischer Mutterwurzel, ähnlich wie das Spanische.

In dies dergestalt romanisierte rätische Volk drang im frühen Mittelalter das deutsche Element. Zwar kam das Land schon 535 n. Chr. unter die fränkische Herrschaft, aber eine energische Germanisierungspolitik trieb hier erst Karl der Große. Er teilte das Land in Gaue, schickte seine Grafen, brachte deutsche Edle, Bauern, Beamte, Mönche ins Land, und im Laufe von wenigen Jahrzehnten gab es deutsche Höfe in allen Tälern.

Der fremde Zuzug brach nun wohl nie mehr ganz ab und er machte sich naturgemäß im nördlichen, dem alemannischen Gebiete benachbarten Teil Graubündens am meisten geltend. Ohne Zweifel haben dabei auch die Kolonisationen von rein deutschen Klöstern, wie jenen der Roggenburger und Prämon-

straten in Churwalden und zu St. Jakob im Prättigau eine Rolle gespielt. Aber wir müssen uns doch immer wieder vergegenwärtigen, daß es meist unmöglich sein wird, zu unterscheiden, ob nur eine Verdeutschung der Sprache oder eine wirkliche Aenderung des Volkskörpers durch Einwanderung vorliegt. Ein solcher Fall ist indes — wie die Forschung klar erwiesen hat — gegeben bei den Walliserinwanderungen, die im Bündnerland zum erstenmal um das Jahr 1270 zu beobachten sind. Es handelt sich hier um deutsche Leute aus dem Wallis, die — vielleicht durch Jahre der Dürre zur Auswanderung gezwungen — von rätischen Dynasten in hochgelegenen Tälern angesiedelt wurden. Diese wetterharten, arbeitsamen und mit reichlichem Nachwuchs gesegneten Bauern gewährten ihren Schutzherrn doppelten Gewinn: Steigerung der Abgaben durch Urbarisierung von Dedland und militärische Unterstützung in allen ihren Fehden. Nach Graubünden kamen sie, wie man annimmt, nicht direkt aus dem Wallis, sondern über eine Zwischenstation in den Tocetälern Pomat und Simpeln. Zuerst erscheinen sie im Rheinwald, bald darauf auf Davos und hernach in rascher Folge an vielen Orten, im Schanfigg, im Prättigau, in Safien, im Avers, im Bals, auf Obersaxen usw.

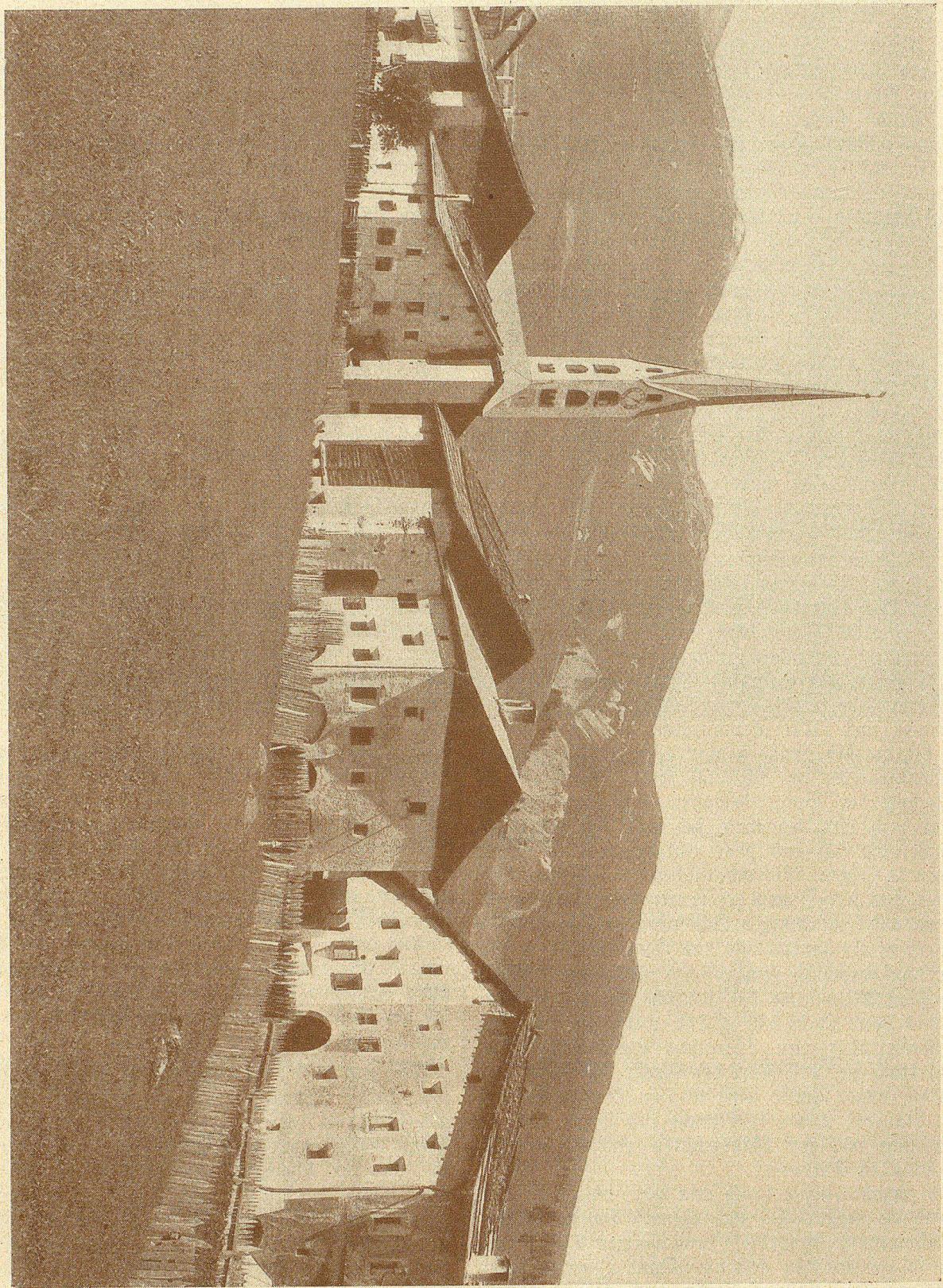
Dass bei so bewegten Siedlungsbedingungen auch das Bild der heimischen Bauweise viele Formen vereinigen muß, das wurde eingangs schon gesagt. Denn wie die Sprache, so wanderten auch Hausformen herzu, bürgerten sich ein oder beeinflußten doch die bereits vorhandenen Typen, ähnlich wie in das Rätoromanische deutsche Wortelemente eindrangen. Aber auch hier dürfen wir — ebenfalls wie bei der Sprache — nicht aus der Hausform ohne weiteres auf die Stammeszugehörigkeit der Bewohner schließen: denn einmal ist es möglich, daß Einwanderer die bereits eingebürgerte Hausform annahmen, andererseits aber können sich auch die Einheimischen zu einem importierten Typ bekehrt haben.

Aus dem vielgestaltigen Bild nehmen wir hier zu näherer Betrachtung zwei Typen — einen romanischen und einen deutschen — heraus, die beide einen fest umrissenen Charakter zeigen: das Engadinerhaus und das Prättigauerhaus.

Das Engadinerhaus ist nicht zufällig zum eigentlichen Repräsentanten der Bündner Bauweise geworden, so daß man gemeinhin meist an diese Form denkt, wenn vom „Bündner Haus“ die Rede ist. In der schweren, wuchtigen Kraft seiner unggliederten Steinmasse, den mächtigen Mauern und gedrungenen Gewölben scheint es uns ein Gebilde der gleichen Natur, zu der die großartigen Formen der gigantischen Bergblöcke gehören, und es bedünkt uns auch, daß diese Bauform der richtige Ausdruck dieses Volksschlages ist, seiner schweren, selbstbewuß-

Häusergruppe bei der Kirche von Zug.

Phot Hans Weiger



ten, phrasenlosen und in sich selbst sicheren Art. Der Hauskörper ist einfach bis zur Strenge, ein glatter, länglicher Bau mit viereckigem Grundriss ohne Ansätze oder Einsprünge, bedeckt mit einem schwach geneigten, meist mit Steinplatten bedeckten Dach. Die Umfassungsmauern sind aus Bruchsteinen aufgerichtet und des rauhen Klimas wegen von stattlicher Dicke. Würden hier die Fenster in sonst üblicher Weise mit geraden Leibungen angelegt, so bestünde nur die Wahl zwischen zu großen Deffnungen, die viel Winterkälte einlassen — denn die Verschlüsse und Abdichtungen sind mangelhaft — oder einer ungenügenden Belichtung des Innern. Daher weitete man die Leibungen schießschartenförmig nach oben und nach der Seite hin aus und erzielte so noch einen günstigen Lichteinfallswinkel.

Der besseren Belichtung dienen auch die Erker, die im Unterengadin besonders häufig sind und dort oft sehr reizvolle und bizarre Formen annehmen. Im Oberengadin sind sie, wie alles andere auch, einfacher und strenger, meist nur als dreikantiges Prismazweifenztrig an die Wand geklebt. Es ist aber nicht nur die Sehnsucht nach Licht und Luft, was ihnen zur Entstehung verhalf, sondern ebenso sehr das in der dörflichen Einsamkeit besonders lebhafte Verlangen, ja nichts von den spärlichen Sensationen zu versäumen, die sich auf der Straße ereignen.

Diese Erker sind es auch, an denen sich eine gemäßigte Zierfreudigkeit im Schnitzwerk der Fensterstöcke, bisweilen auch in einer grotesken Ausbildung der Konsolen zu frazenartigen Gebilden auswirkt. Die ernste Form der glatten Hausmasse zu beleben, sind auch die geschmiedeten Fenstergitter da, die bei keinem einigermaßen hablichen Hause fehlen. Wer sich nicht eine ganze Reihe davon leisten konnte, der schmückte wenigstens das Korridorenfenster des Obergeschosses über dem Hauseingang mit einem solchen Schmiedekunstwerk, und man sieht schon daraus, daß hier mehr an Schmuck denn an Sicherheit gedacht wurde. Denn des Schutzes wären Erdgeschoßfenster doch viel mehr bedürftig. An dieser Stelle aber, in der Hauptachse der Front, bildet dieses Schmiedewerk aus geometrischen Mustern, aus Spiralen oder aus Blattwerk, Ranken, Blumen, heraldischen Tieren usw., manchmal flach vorgesetzt oder auch vorhartig ausgewölbt, einen so starken Schmuckakzent wie das gestickte Mieder in einer Tracht.

Bisweilen wird diese zentrale Stelle der Hausfront aber auch durch einen anmutigen Balkon herausgehoben, ein leichtes, zierliches Gebilde, das wie das Nest einer Hausschwalbe über dem Eingang sitzt. Das darunterliegende große Tor war früher auch bei bescheideneren Häusern meist Gegenstand einer dekorativen Durchbildung und sei es auch nur durch eine sorgfältige Profilierung der Füllungsrahmen oder

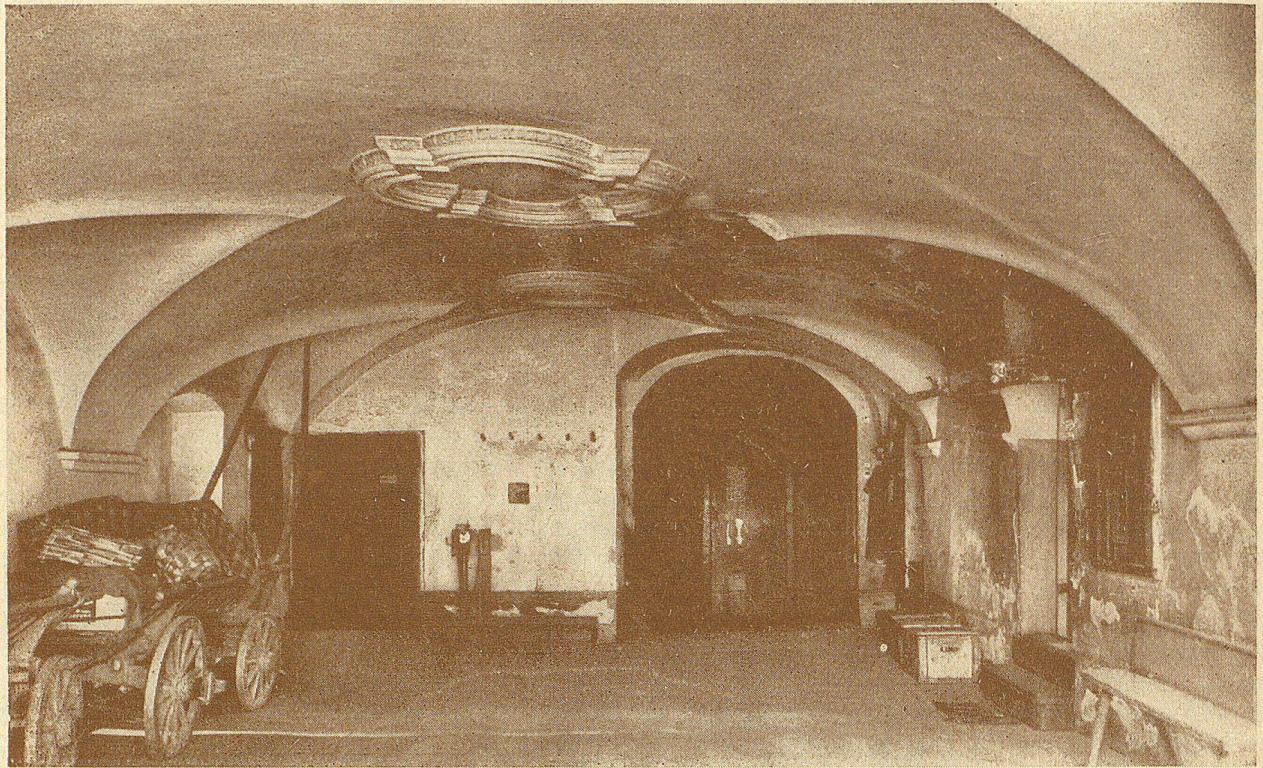
die Verzierung der grätig aufgelegten „Dopplungen“ mit riesigen Nägeln. Oft jedoch wurden Schnitzereien aufgewendet und in kräftiger, derber, bäuerlicher Manier mit mächtigen Muscheln, Blattwedeln, Delphinen u. a. die Füllungen der Türflügel geschmückt.

Für die Dekoration der Hauswand selbst hat sich eine ganz bestimmte Technik so sehr eingebürgert, daß wir uns schon daran gewöhnt haben, sie als typisch bündnerisch anzusehen, obwohl sie sicher mit fremden Handwerksleuten aus dem Welschland eingewandert ist. Es ist dies jene als Sgraffito — deutsch Krautztechnik — bezeichnete Art, deren Wesen ist, daß sie mit doppeltem Verputz arbeitet. Auf den unteren gelblich getönten wird, sobald er leicht gebunden hat, eine zweite hellere Kalkschicht aufgetragen und aus ihr die Zeichnung herausgekrafft: ornamentale Umrundungen der Fenster und der Türe, Inschriften, Wappen, bisweilen auch teppichartig in prächtigen reichen Motiven die ganze Fläche überziehende zusammenhängende Muster. Wir können uns heute nur noch eine schwache Vorstellung davon machen, wie ziervoll ehemals diese — anscheinend anfangs des 16. Jahrhunderts bei uns aufgekommene — Fassadendekoration das Bild der Bündner Dorfgasse gemacht hat. Denn vieles ist unter der nüchternen Tünche späterer Zeiten verschwunden, durch die es oft schwach und ein wenig vorwurfsvoll durchscheint.

Dass diese Technik hier so rasch und so nachhaltig einwurzelte, ist kein Zufall. Sie ist wie für das Haus in den Bergen erfunden, solid, wetterbeständig und nicht rasch verbläffend und verwitternd wie Malerei. Dazu zeichnen sich in dem klaren Licht der Höhe auch die zarteren Ritzlinien noch scharf ab, ohne daß die ganze Fläche unruhig verzettelt würde und die Baumasse von ihrer imposanten Kraft verlöre.

Aber es ist nun an der Zeit, sich im Innern des Hauses ein wenig umzusehen. Wer das Aeußere genau betrachtete, hat allerdings von der Einteilung schon Wesentliches wahrgenommen. Denn da die Fenster hier ohne Rücksicht auf Symmetrie, nur nach Bedürfnis der Wohnräume angelegt sind, konnte er von der innern Einteilung schon etwas ablesen; auch sah er ein großes Tor, das nicht für Menschen allein gemacht sein konnte, und endlich mußte ihm ein sehr wichtiges Charakteristikum des Engadiner Hauses klar geworden sein: daß Wohnung, Stall und Scheune hier in einem Bau unter einem und demselben First in der gleichen Richtungslinie ihr Odbach haben. Der Stall ist im Erdgeschoß untergebracht, sein Tor liegt meist an der Hausfront, etwas tiefer als die Haustüre und das Straßenniveau; der Stallzugang hat also Gefälle nach innen, während zum Haupttor eine leicht ansteigende Rampe führt.

Durch diesen Eingang betreten wir einen Raum von überraschender Großartigkeit, einen langen und



Suler eines Engadiner-Hauses. Im Hintergrund rechts die Einfahrt zur Scheune.

(Phot. Albert Steiner.)

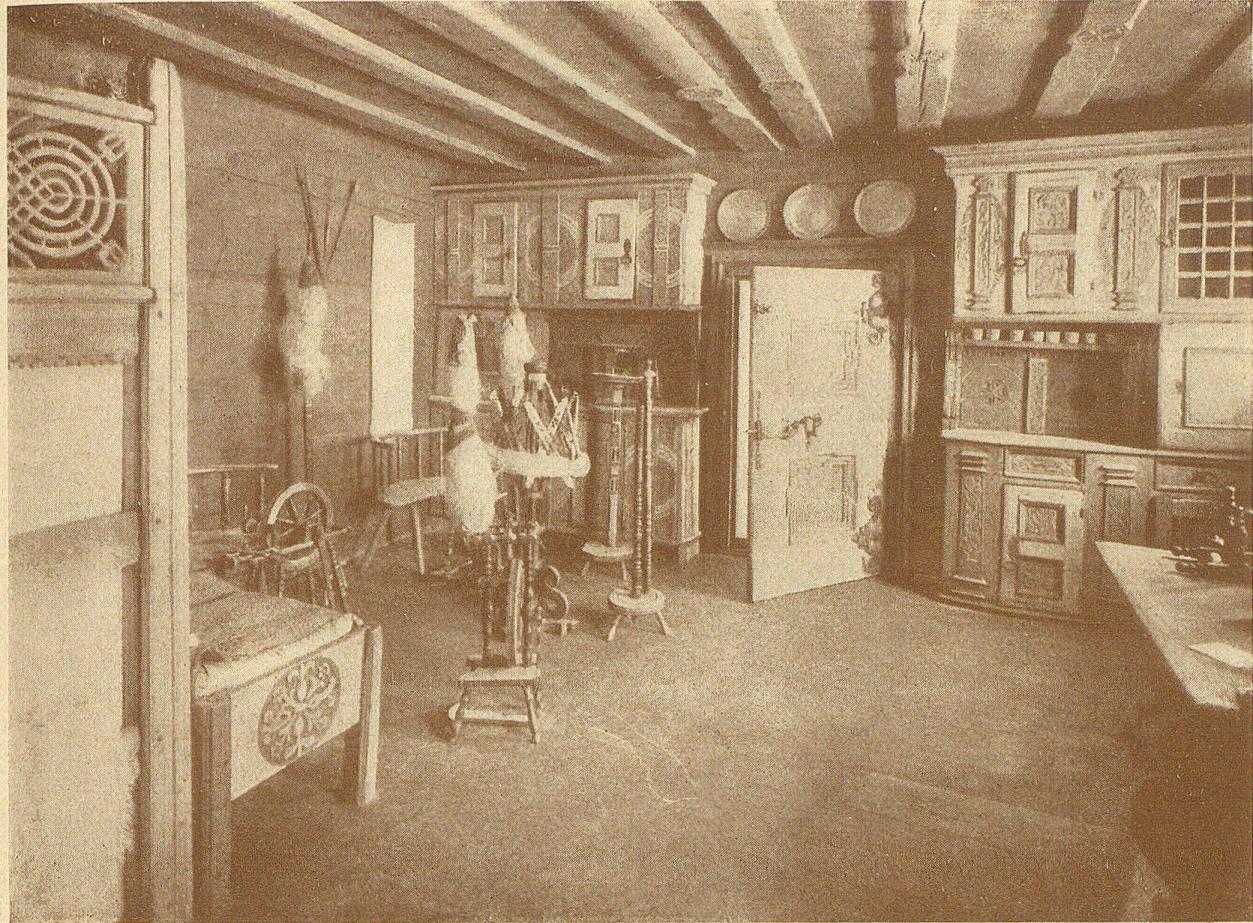
weiten Gang, von einem mächtigen Tonnen gewölbe überdeckt, das sich bisweilen bis zu einer Spannweite von über acht Metern streckt. Es ist der „Suler“ — so heißt man im Oberengadin diesen Gang, während er im unteren „Vierten“ genannt wird — der architektonisch bedeutendste und merkwürdigste Teil des Engadiner Hauses. Er ist Haupt- und Schlagader des Gebäudes; denn er birgt nicht nur die Zugänge zu allen Wohnräumen und die Haupttreppe zum Obergeschoß, sondern er ist zugleich Einfahrt in die Scheune, die sich rückwärts an den Wohnbau anschließt und sich dadurch deutlich von ihm abzeichnet, daß sie zum Teil aus Holz konstruiert ist, meist aus Rundbalken, die zwischen breite Steinpfeiler eingespannt sind.

Beim einfachen Bauernhaus, das sich noch nicht zu den Dimensionen eines mehr herrenmäßigen Besitzes ausgewachsen hat, liegt dieser Suler zwischen einer Außenwand und dem Wohntrakt, ist also kein Mittelkorridor, sondern ein die Länge des ganzen Wohnhauses durchlaufender Seitengang. Die Anordnung der an ihn anstoßenden Gemächer ist von strengem Herkommen fest bestimmt. Vorn, gegen die Straße zu — und häufig so vorgeschoben, daß der Hauseingang durch ein Seitenfenster zu kontrollieren ist — sehen wir die Stube, dann folgt die Küche und daran die Vorratskammer, im Oberengadin „Chami-

neda“ genannt. Über diesen Räumen des Erdgeschoßes liegen die Kammern; die größte, an der Front gelegene, ist das Haupt schlafzimmer, das mit der untern Stube durch eine eigene, beim Ofen emporführende innere Treppe in Verbindung steht. Das ist eine sehr sinnreiche Anordnung: denn das Schlafzimmer selbst wird meist nicht geheizt, sondern empfängt durch die Bodenluke so viel aufsteigende Wärme, daß es genügend temperiert wird.

Diese vertikale Organisation setzt sich dann in einer zweiten obere Kammer fort. Die untern Gemächer sind häufig nur Abstellräume. So bilden diese drei übereinandergelegten vorderen Räume, die Stube und die beiden Kammern, alle von der aufsteigenden Wärme des gleichen Ofens erfüllt, den „warmen Kern“ des Hauses. Sie nehmen in ihrer Höhe oft nicht Rücksicht auf die Dimensionen des Suler; denn da dieser den einfahrenden Heuwagen Raum zu geben hat, so muß sich sein Gewölbe zu einer Höhe spannen, wie sie der Bauer für seine Stube nicht liebt. Die drei Räume dieses „warmen Kerns“ teilen sich daher bisweilen in die gleiche Höhe, die der Suler und der obere Korridor für sich in Anspruch nehmen: auf zwei Geschoße im Korridor trakt kommen dann also drei bei den Stuben.

Das ist wärmewirtschaftlich sehr sinnreich ausgedacht, da niedere Räume leichter heizbar sind als



Engadiner Stube (im Engadiner Museum, St Moritz).

(Phot Hans Meizer.)

hohe. Der Wärmehaltung dient auch in trefflichster Weise die Konstruktion der Stube. Sie ist wie eine allseitig geschlossene hölzerne Schachtel in den Mauermantel des Hauses gestellt. Boden, Wände, Decke, alles aus dem gleichen Material ineinandergefügt. So wirkt sie wie ein direkter Abkömmling der alten gotischen Stube, die sich hier in den Bergen wie in einem Reservat konserviert hat. Die Tragbalken der Decke ragen noch sichtbar in den Raum, bisweilen einfach profiliert, oft sogar mit den gotischen Kleeblattmotiven geschnitten; ja nicht allzu selten findet man noch die Wölbung der mittelalterlichen Decke. Das alles ist meist aus dem herrlichen Arvenholz gearbeitet, diesem mit vielen dunklen Astflecken bizar belebten Material, das jenen merkwürdig bittersüßen Geruch trägt, den man nie mehr vergisst. Man könnte sich denken, daß ein Bündner in der Fremde, wenn ihn irgendwo, vielleicht aus einer alten in die Ferne verschlagenen Truhe, dieser Geruch anwehte, von so zehrendem und unbezwingerbarem Heimweh besessen würde wie die einsame Wache zu Straßburg auf der Schanz beim Ruf des Alphorns.

Wie das ganze Haus, so ist auch die Stube nach einem festen, durch Jahrhunderte sanktionsierten Brauch eingeteilt. In der hellen Fensterecke steht der Tisch und zwischen Türe und Fensterwand das Brachtstück des Raumes: das Büffet. Es ist häufig durch edleres Material ausgezeichnet, aus Nussbaumholz gearbeitet und mit funkelnden Messingbeschlägen besetzt, manchmal aber auch aus dem gleichen Arvenholz wie die Stube und dann ungefirnißt und unlackiert wie das Täfer, aber reich dekoriert mit kräftigen Schnitzereien: barocken Ornamenten, schwelenden Blattwedeln, geschuppten Pilastern, Zahnschnittfriesen und voll geschwungenen Profilen. Meist war in einer eigenen Nische ein zimmerner Wasserbehälter und ein Waschbecken eingebaut, aber fast überall ist es zusammen mit den schönen Tellern und den kantigen, an einem Ring zu tragenden Weinkannen der klingenden Münze der Antiquitätenjäger nachgelaufen. Die Türe zu den kleinen innern Schubfächern ist als Schreibplatte ausgebildet. Sehr weitläufig ist diese Schreibgelegenheit zwar nicht, aber die Korrespondenz, der sie zu dienen hat, auch nicht.

In der Ecke zwischen Korridor und Küchenwand steht der Ofen. Er ist in der richtigen alten Engadiner Stube nie aus Kacheln gebaut, sondern gemauert und verputzt, ein ungefügtes und klobiges Gebilde, das nur durch das hölzerne Schutzgitter etwas belebenden Schmuck erhält. Dieses Holzgestell sichert die Kanten und es greift auch über die Krone des Ofenbaues hinauf, um oben oft in einem zierlich ausgesägten Gitterwerk zu enden, das die hier zum Trocknen aufgehängten Wäschestücke sorgsam verbirgt. Ursprünglich hat dieser Ofen nur die einfache Form des Würfels, aber unter dem Einfluß der Entwicklung des Kachelofens sucht auch er nach gefälligerer Gestalt; er wird polygonal und schlanker, gliedert sich allmählich in zwei Geschosse und läßt sich endlich mit einer kleinen Kuppel oder einer Vase bekrönen. Geheizt wird er immer von außen, meist vom Gang, seltener von der Küche aus.

Gewölbt wie der Sulèr ist auch die Küche mit dem mächtigen Rauchfang, desgleichen die hinter ihr liegende Chamineda, die nicht ein kleines Abstellwinkelchen ist wie in den Stadtwohnungen, sondern eher einer Hauskapelle gleichsieht. Und für die Engadinerin vom alten Schlag war dieser Raum auch so etwas wie ein Heiligtum. Hier hingen ehrfurchtgebietend in langen Reihen wie Prunkstücke einer Schatzkammer die wohlgeratenen, luftgetrockneten „Binden“ und Schinken; denn es gehörte zum guten Ton, jeweils noch einen ganzen „Fahrgang“ in Vorrat zu haben, wenn der neue schon anrückte.

Mit diesen Räumen sind die Grundelemente des Engadiner Hauses beschrieben, jedoch verharrte die Entwicklung nicht bei dieser einfach bäuerlichen Form. Der Bündner blieb, auch wenn er in fremden Heeresdiensten zu Vermögen gekommen war und seinem Namen ein Adelsprädikat und den Scheitel seines Tores ein Wappen zerte, doch dem Bauernhum verwachsen, und er suchte sich in seinem privaten Dasein nicht aus der Gemeinschaft des Dorfes auszusondern. Dieses wirklich volkstümliche Empfinden, das sich nicht an einer Parteiformel genügen läßt, sondern das ganze menschliche Verhalten bestimmt, drückt sich nun auch in der Weiterentwicklung des Engadiner Bauernhauses zum Herrenhaus aus. Im Neuzern wird nichts Wesentliches geändert, es bleibt die glatte einfache Form, es bleibt auch die Vereinigung von Wohnhaus, Stall und Scheune unter dem gleichen Dach; nur im Innern paßt sich das Haus den vermehrten Mitteln und Bedürfnissen an. Da es hier nicht mehr möglich ist, auf Einzelnes einzugehen, so sei nur das Wichtigste noch erwähnt: der Sulèr wird zum Mittelgang, indem sich nun auch auf der andern Seite noch ein Trakt von Wohnräumen anschließt, vor allem die „Sala“, ein gewölbtes Gemach an der Front des Erdgeschosses zum

Ausenthalt in der wärmeren Jahreszeit, und darüber die „Stüva sur“, die obere Stube, ein Prunkzimmer mit schönem Täfer aus edlem Holz, mit Intarsien und Schnitzwerk.

*
Für das deutsche Gegenstück, das Prättigauer Haus, ist uns nun nicht mehr viel Raum geblieben. Doch dürfen wir uns damit beruhigen, daß diese Bauweise nicht eigentlich bündnerisch ist wie das Engadiner Haus, sondern eine alemannische Wohnform darstellt, die wir auch anderwärts, beispielsweise in der Innerschweiz, finden. So sollen uns also wenige Worte zur Charakterisierung genügen.

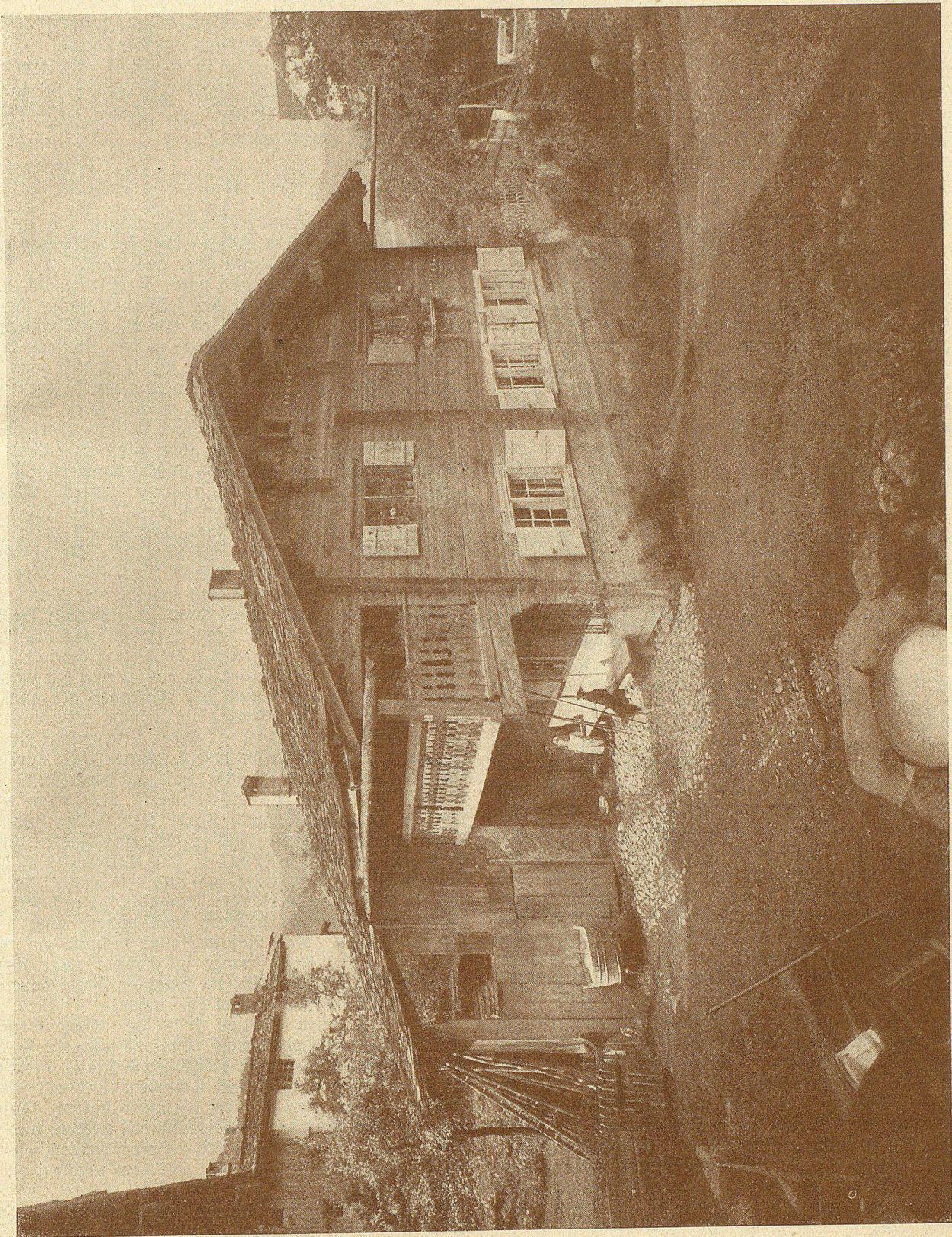
Zunächst ein grundlegender Unterschied: fanden wir das romanische Haus aus Stein gemauert, so ist dies alemannische in Holz konstruiert, aus behauenen Balken „gestrichen“, sodaß man an den außen vorstehenden Balkenköpfen die innere Ginteilung schon etwas ablesen kann. Neben diese Ginteilung gewinnt man das klarste Bild, wenn man sich vorstellt, daß im primitivsten Zustande, in längst versunkenster Vorzeit, dieses Haus einmal nur einen einzigen Raum mit Feuerstelle besaß, aus dem sich nach und nach Separaträume ausschieden. Als erste Unterteilung muß man sich eine Querteilung zwischen Küche und Wohnraum vorstellen. Wir sagen Querteilung, weil diese Wand im rechten Winkel zur Firstrichtung verläuft. Da das Haus mit dem Giebel zur Talseite gestellt wird, der First demnach gegen den Hang hinläuft, so liegt die Küche also bergseits und die Stube vorne der Sonne zu. Die vordere Stube erfährt später abermals eine Teilung, nun aber in der Längsrichtung, es wird eine Kammer ausschieden, die neben der Stube an der Front liegt. Der Küchenraum, der Feuersgefahr wegen meist gemauert, ist zugleich Vorhaus, er nimmt den Zugang auf, der an der Traufseite des Hauses liegt. Bei steigenden Ansprüchen findet aber auch hier wieder eine Unterteilung statt, indem sich ein eigener Vorräum aussondert oder ein Gang zwischen die vorderen Gemächer und die Küche einschiebt, der dann rechtwinklig zur Firstrichtung verläuft und nicht parallel zu ihr wie der Engadiner Sulèr.

Diese Hausform bildet heute noch den Normaltyp des Prättigauer Hauses, der durch alle Abwandlungen, Vereinfachungen und Bereicherungen immer wieder durchscheint. Die bereichernden Varianten bestehen lediglich in Raumvermehrungen innerhalb dieses Grundschemas, sei es, daß drei Räume an der Borderfront angeordnet, oder daß auf das Untergeschöß noch ein oder gar zwei weitere Stockwerke aufgesetzt werden, wobei sich an der einen Traufseite meist eine offene Laube anschließt.

Sehr oft wächst sich auch der gemauerte Sockel, auf dem der Strickbau ruht, zu einem richtigen massiven

(Phot. Hans Meißer.)

Haus im Quzejn im Prättigau.



Untergeschoß aus, das Lager- und Kellerräume enthält und einen eigenen Eingang an der Front hat. Diese Lösung liegt besonders nah bei Häusern, die auf abfallendem Gelände errichtet sind. Nah verwandt mit diesem Typ ist auch eine walserische Form, bei der jedoch die Küche vorne an Stelle der Nebenstube liegt.

Wir hätten aber eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale dieser alemannischen Hausform von

der rätoromanischen Wohnweise vergessen, wenn wir nicht endlich noch betonten, daß hier nicht Mensch und Vieh das gleiche Dach teilen, sondern Stall und Scheune vom Wohnhaus getrennt sind.

Mehr als einige Linien zu zeichnen, gestattete der Raum nicht. Aber der Zweck des Gezeichneten ist ja nicht, das eigene Suchen und Sehen zu erleben, sondern dazu aufzufordern.

Die Bienenfahrt.

Von Emanuel Schmid, Schwanden.

Der Kleinhändler Pfefferli hatte in Birrlingen einen Kunden zu besuchen, und da das Geschäft bald erledigt, benützte er die Zwischenzeit, um seinen ehemaligen Schulkameraden Meierhans aufzusuchen. Der war aber gerade am Einfassen eines jungen Bienenschwärms und konnte daher seinem werten Jugendgenossen wenig Red' und Antwort stehen. Immerhin war das Zusehen dieser seltsamen Arbeit auch recht interessant, nur hielt sich Pfefferli als vorsichtiger Mann immer in respektvoller Entfernung. Als die unruhigen Biicher trotzdem um seine Ohren summten, hielt er es für geraten, sich zu drücken, zumal die Bahnzeit zur Abfahrt mahnte.

Im Wagenabteil merkte er aber zu seinem Schrecken ein verdächtiges Kribbeln in den Hosen. Ein Stacheltierchen mußte sich trotz aller Vorsicht doch verirrt haben. Die Situation war etwas unheimlich, zumal das Vieh sich immer weiter nach oben bewegte, in der irrigen Hoffnung, da vielleicht einen Ausweg zu finden.

Eine vertrauliche Unterredung mit dem Konditeur schaffte Rat. Der hinterste Personenwagen war ganz leer, dazu bestimmt, die Marktbesucher von Kirchhofen nach Hause zu bringen. Mit Geld und guten Worten läßt sich ja vieles machen und so durfte Pfefferli das Abteil für sich allein in Anspruch nehmen behufs einer gehörigen Hoseninspektion. Und da die Fahrtstrecke etwas lang war, blieb ihm auch genügend Zeit dazu.

Er entledigte sich da rasch seiner unentbehrlichen Kleidungsstücke, fand aber trotz allen Suchens das Krabbeltierchen nicht. Er wendete alle Falten, das Futter; aber umsonst, das unruhige kleine Wesen war nicht zu entdecken. Schon ertönte das Einfahrtssignal der Lokomotive, und so galt es Eile! Kurz entschlossen schüttelte Pfefferli die Hosen zum Wagenfenster hinaus, daß sie lustig flatterten, und hoffte, so den unheimlichen Gast zu entfernen.

Da, was war das? — Ein hohes Weichengestell! Die Hosen verfangen sich daran und — weg sind sie, zum Schrecken des Besitzers. — Was nun machen? Die Situation kann sich jeder selber ausmalen, und ein Blick ins Freie ließ erkennen, daß eine Menge Marktfrauen mit Körben und Paketen der Ankunft des Zuges harrte. — Es mußte rasch gehandelt werden. Ein Versuch, in die Rockärmel zu schlüpfen und so eine Hose vorzutäuschen, mißglückte. Die Tuchröhren waren zu enge und nur mit Mühe wieder in aller Hast abzustreifen. Da sieht er seinen Schirm. Wirklich, so ein

Schirm ist ganz famos! Pfefferli drückte sich in die Wagenecke, spannte den Schirm über seine Blößen und legte seine Hände schützend über das Dach.

Schon stiegen hinten und vorn Marktleute ein, und stützten nicht wenig, als sie den seltsamen Mann sahen. Einige meinten, man hätte es mit einem Spaßvogel, andere aber mit einem Verrückten zu tun. Pfefferli hielt fest seinen Schirm und ließ die Leute denken was sie wollten. Als aber der Platz knapper wurde und der Mann immer noch keine Miene machte, seine Narretei zu beenden, kam es zu gegenseitiger Auseinandersetzung in gutem Schweizerdeutsch. Aber Pfefferli kümmerte sich nicht darum und ließ alles unbeantwortet.

Da mußte der Zugführer Ordnung schaffen! Etliche Weiber weigerten sich, in diesem Abteil eine Fahrt zu machen; denn der Mann war doch gewiß nicht bei Trost mit seinem offenen Regenschirm! Die ohnehin merkwürdige Zugsverspätung erhielt durch diese Störung eine weitere Zugabe, und das machte die Laune der Passagiere nicht besser. Hier konnte nur Gewalt helfen.

Doch der Mann wehrte sich verzweifelt, und als endlich der beschienke Konditeur erschien, klärte er ihm den ganzen Sachverhalt auf. Da gab es nun ein Lachen von allen Seiten, das auch die Reisenden der andern Wagen anlockte. Alles wollte die Ursache erfahren und den seltsamen Fahrgäst sehen. Jeder Stiegentritt wurde erklettert, jede Plattform besetzt. Eine Frau anerbot sich, eine am Markt gekaufte Hose zu veräußern, auf welchen Vorschlag Pfefferli freudig und ohne viel Markten einging. Schnitt, Farbe und Größe spielten dabei keine Rolle mehr. Als es aber ans Zahlen ging, da merkte Pfefferli erst, daß ja sein Geldbeutel in den vermaledeten Hosen steckte, und aus dem Handel wurde nichts. Die Frau verlangte Barzahlung, ansonst die Hosen ihr Eigentum blieben, was andere auch vermittelten wollten. Das Bahnpersonal drängte zur Abfahrt. Pfefferli blieb immer in gleicher Lage sitzen, während sich die Fahrgäste im schmalen Gang stauten; aber man konnte es ihm nicht übel nehmen.

Bei der nächsten Station sollte der Wagenwechsel stattfinden — und was dann? Pfefferli schwitzte. — Da hatte der Zugführer einen glücklichen Einfall. Er holte einen Dienstmantel aus dem Schuppen, und als sämtliche Passagiere den Wagen verlassen hatten, konnte auch Pfefferli sich wenigstens anständig kleiden, und so auf dem Stationsbüro auf seine Hosen warten, die er denn auch richtig unbeschädigt mit dem nächsten Zuge wieder erhielt.

Seitdem haftet er alle Bienen und Wespen, und geht ihnen aus dem Weg, wo er nur immer kann.